

Im Dienste der Fortpflanzung.

Von Dr. A. Lipschütz.

Auf der Ausstellung für Gesundheitspflege, die im vorigen Jahre in Stuttgart stattfand, hing in der Abteilung „Die Frau und Mutter“ eine Tafel, die der Tübinger Professor Seelheim ausgestellt hatte. Auf der Tafel war graphisch zur Darstellung gebracht, was die Frau im Dienste der Fortpflanzung zu leisten habe. Gewöhnliche Wachstumskurven waren auf die Tafel gezeichnet, und diese einfachen Kurven und trockenen Zahlen sprachen ganze Bände. Die Frau wächst bis zum 18. Lebensjahre heran und hat ein Gewicht von etwa 50 Kilogramm erreicht. Nehmen wir an, daß das das Endgewicht ist, das die Frau erreicht, ein großes Durchschnittsgewicht, um das die Zahlen nach unten und oben schwanken. Nun verliert die normale Frau jeden Monat eine gewisse Menge Blut, das Menstruationsblut. Die Gesamtmenge des Menstruationsblutes beträgt im Jahre etwa 2 Kilogramm. Da die Menstruation im großen Durchschnitt bei der normalen Frau bis zum 45. Lebensjahre anhält, so verliert die Frau vom 18. bis 45. Lebensjahre insgesamt etwa 84 Kilogramm mit dem Menstruationsblut. Es muß also die normale Frau für die Leistung der Menstruation insgesamt um etwa 80—85 Kilogramm wachsen, mit anderen Worten: während des gesamten Menstruationsalters leistet die normale Frau ein Wachstum, das mindestens so viel ausmacht wie das Gewicht ihres Körpers. Nun nehmen wir an, die Frau habe im Laufe von 27 Jahren, vom 18. bis 45. Lebensjahre, sechs Kinder erzeugt und habe die Kinder zum Teil selber genährt. Für den Aufbau der Leibesfrucht, für die Lieferung der Nahrung dieser sechs Kinder und für die dazwischen liegenden Menstruationen wächst die Frau bis insgesamt 100 Kilogramm im Dienste der Fortpflanzung. Eine solche Frau leistet also im Dienste der Fortpflanzung doppelt soviel als für ihr eigenes Wachstum.

Sowohl eine Frau, die Kindern das Leben schenkt, als eine Frau, die niemals geboren hat, leistet somit im Dienste der Fortpflanzung ganz gleiches, sei es, daß sie für die Leistung der Menstruation soviel an Körpergewicht aufbringt, als ihrem eigenen Körpergewicht entspricht, sei es, daß sie, wenn sie Kindern das Leben geschenkt hat, das doppelte von ihrem eigenen Körpergewicht aufbringt. So ist die Arbeit, die die Frau im Dienste der Fortpflanzung leistet, außerordentlich groß. Bedenkt man nun, wie groß die Zahl der Kinder ist, die heute schon im Laufe des ersten Lebensjahres zugrunde gehen, so wird man verstehen, daß die Frau im Dienste der Fortpflanzung ungeheuer viel zwecklose Arbeit leistet. In den Vereinigten Staaten von Nordamerika stirbt etwa der zehnte Teil der lebendgeborenen Kinder im ersten Lebensjahre, in Deutschland etwa der fünfte Teil, mehr noch in Rußland und in manchen Teilen Deutschlands. Die Tatsache, daß in manchen Ländern, wie zum Beispiel in Schweden, die Kindersterblichkeit bloß 7 1/2 Proz. beträgt, sagt uns, daß man durch geeignete Maßnahmen es erreichen kann, daß die Kindersterblichkeit geringer wird. Sie ist auch tatsächlich im Laufe der letzten Jahre, wo die Deszendenz der Frage der Kindersterblichkeit mehr Interesse entgegengebracht hat, überall geringer geworden. Vielleicht auf keinem anderen Gebiete der Gesundheitspflege kann so viel mit sozialen Maßnahmen geleistet werden, wie in der Bekämpfung der Säuglingssterblichkeit. In letzter Linie ist der Kampf gegen die Vergewöhnung von Kräfte der Frau, ein Kampf gegen Verschwendung von Kraft, die von der Frau dazu verwendet werden könnte, um den eigenen Lebensgenuß und den Lebensgenuß der ganzen menschlichen Gemeinschaft zu steigern.

Man kann mit gutem Recht sagen, daß es ein Zeichen des Höherstehens auf der Stufenleiter der Entwicklung ist, wenn die Arbeit, die im Dienste der Fortpflanzung geleistet wird, mehr und mehr abnimmt. Das gegenseitige Verhältnis zwischen Leistung im Dienste des Eigenwachstums und Leistung im Dienste der Fortpflanzung verleiht sich im Reiche der Organismen immer mehr und mehr zugunsten der ersteren. Bei den einzelligen Lebewesen, die sich durch Teilung fortpflanzen, geht die ganze Mutterzelle in den beiden Tochterzellen auf, in die sie sich teilt. Nach der Teilung, nach der Entstehung von zwei Tochterzellen aus der Mutterzelle ist von der letzteren nichts mehr da, sie ist in der Nachkommenschaft vollständig aufgegangen. Nachdem im Laufe der Entwicklungsstadien der lebendigen Organismen vielzellige Tiere und Pflanzen entstanden waren, war die Möglichkeit dafür gegeben, daß der elterliche Organismus die Geburt der Nachkommenschaft überlebte. Nur

bestimmte Zellen des vielzelligen Organismus blieben im Dienste der Fortpflanzung, die sogenannten Fortpflanzungszellen, die Eizelle und die Samenzelle. Aber bei manchen vielzelligen Organismen ist die Leistung im Dienste der Fortpflanzung doch noch ungeheuer groß geblieben. Die Mengen der Fortpflanzungszellen, die von den einzelnen Arten produziert werden, sind zuweilen außerordentlich groß und machen ein Vielfaches vom Körpergewicht der Elterntiere aus. Man denke nur an den laichenden Frosch, an den laichenden Fisch, an zahlreiche Insekten, ebenso an die ungeheuren Mengen von Zellen und von Samen, die die Pflanzen produzieren. Es ist im Dienste der Fortpflanzung in der freien Natur eine ungeheure Verschwendung von Kraft, wenn man die Sache von unserem menschlichen ökonomischen Standpunkte betrachtet.

Von besonderem Interesse sind in unserem Zusammenhang jene Fälle, wo der elterliche Organismus das für die Entstehung der Nachkommenschaft nötige Baumaterial direkt von seinem eigenen Fleisch und Blut hergibt, weil er während der Entwicklung der Fortpflanzungszellen oder während der Tragzeit keine Nahrung aufnimmt. Da ist an erster Stelle der Rheinlachs zu nennen. Wenn der Rheinlachs sich zum Laichen ansetzt, dann ziehen die Weibchen und Männchen vom Meere entgegen der Strömung den Fluß hinauf. Im Laufe von 1/4 Jahren nehmen die Tiere keine Nahrung zu sich, sie hungern. Beim Schwimmen gegen die Strömung müssen sie natürlich eine große und anstrengende Arbeit leisten. So nehmen sie im Laufe der 8 bis 9 Monate natürlich außerordentlich an Gewicht ab und im Oberrhein sind die Lachse, die hier ihre Laichzeit durchmachen, ganz abgemagert. Ihr Gewicht beträgt nur etwa die Hälfte von dem, was ein Lachs sonst zu wiegen pflegt. Obgleich nun die Tiere in dem langen Hunger und bei der schweren Arbeit so abgemagert sind, und soviel an Körpergewicht eingebüßt haben, sind ihre Geschlechtsorgane zu stärkester Entwicklung gelangt. Das Gewicht des Eierstockes, das beim Lachs zu Beginn seiner Wanderung den Rhein hinauf vielleicht nur 1/100 vom Körpergewicht des Tieres ausmacht, beträgt nunmehr beinahe 80 Prozent vom Körpergewicht. Das Gewicht des Eierstockes nimmt etwa um das Fünffache zu. In ähnlicher Weise verhält es sich mit dem Hoden, dem männlichen Geschlechtsorgan. Eierstock und Hoden sind von Fortpflanzungszellen prall gefüllt, während alle anderen Organe, namentlich die Muskeln des Tieres an Gewicht ganz außerordentlich abgenommen haben. Der Rheinlachs schmilzt also seine eigene Körpersubstanz ein, um sich ganz in den Dienst der Fortpflanzung zu stellen. Es ist ein großes Opfer, das der Rheinlachs der Fortpflanzung bringt.

Ein anderes hübsches Beispiel, wie man im Reiche der Organismen der Fortpflanzung dient: ein in Chile lebender Frosch, Rhinoderma Darwinii genannt. Das Männchen ist es hier, das uns wegen seines Dienstes in Sachen der Fortpflanzung ganz besonders ins Auge fällt. Nachdem die Eier von Rhinoderma Darwinii in ähnlicher Weise befruchtet worden sind, wie bei unseren Fröschen, verflucht das Männchen die Eier und schiebt sie in die Kehlröhre, die Schallblase, mit denen die Froschmännchen bekanntlich die schöne Froschmusik zu machen wissen. Ein Rhinodermapapa nimmt insgesamt bis 15 Eier in seine Kehlröhre auf. Hier entwickeln sich nun die Eier, die die Kehlröhre füllen. Die Kehlröhre drückt auf diese Weise auf die Speiseröhre und den Magen des Rhinodermapapas, der nun nicht anders kann als hungern. Für die ganze Tragzeit seiner 15 Jungen ist er auf Hungerdiät gesetzt. Aber noch mehr. Was das Ei an Dottermaterial, an Nährstoffen von der Mutter mitbekommen hat, das reicht bei weitem nicht aus für die ganze Entwicklungszeit, die die Rhinodermapapa im Kehrlaud von Papa verbringt. Die jungen Fröschelein könnten nicht weiter in ihrer Entwicklung, wenn es da keinen Ausweg gäbe. Der ist aber auch da. Die Naturforscher, die die Entwicklung der Eier in den Kehlröhren des Rhinodermapapas verfolgt haben, sind der Meinung, daß schließlich die Zeit kommt, wo die jungen Fröschelein sich an die Wand der Kehlröhre fest anpressen, und daß in ihre Blutgefäße dabei Nährstoffe aus den Blutgefäßen des Froschvaters überströmen, ähnlich, wie es bei den lebendgebärenden Tieren ist, wo es schließlich zur Entwicklung eines Mutterkuchens kommt. Der Froschvater gibt also von seinem eigenen Fleisch und Blut her, während er selber hungert. Im Laufe der Tragzeit büßt er sehr viel von seinem Gewicht ein und magert schließlich bis zum Skelett ab. Dann erst speit er die fünfzehn munteren Fröschelein in die Welt aus.

Ähnliche Beobachtungen hat man auch bei Fischen in Indien gemacht, die der Klasse der Welse angehören. Die Männchen schluden die befruchteten Eier und behalten sie in der Mundhöhle, wo die Eier zur Entwicklung gelangen. Die ganze Mundhöhle der

Tiere ist dabei von Eiern voll, und die Männchen haben einen vollkommen leeren Darm.

Eine ganze Menge, was im Dienste der Fortpflanzung geleistet wird. Und es will sogar scheinen, daß der „Sinn des Lebens“, der wir Menschen manchmal suchen, die Fortpflanzung ist. Wir suchen einen Halt im Leben, etwas, was uns das Leben zu erfüllen vermag. Und stünde vor uns nicht das Kind, die Nachkommenschaft, wir fänden diesen Halt manchmal nicht. Jeder von uns, der über den „Sinn des Lebens“ zu denken begonnen, jeder von uns, der zu zweifeln angefangen, findet erst wieder Ruhe beim Kind. Wir stehen alle samt und jonders, mit all unserem Denken und unserem Tun, mit unserem Willen und Streben, mit unserer Freude und unserem Schmerz, mit unserer Liebe und mit unserem Haß, ganz und gar im Dienste der Fortpflanzung. Das ist der „Sinn des Lebens“. Sehet also hin und tuet eure Pflicht gegenüber dem Kinde.

Im Weichsellande bei Zwangorod.

Der Teil des Weichsellandes, der durch die jetzt so viel genannte Feste Zwangorod beherrscht wird, bildet die Schlagader des von beiden Seiten des Stromes sich dehrenden Geländes, auf dem gegenwärtig die entscheidende Niesenschlacht in Südpolen geschlagen wird. Zwangorod, das früher den Namen Demblin führte, liegt an einem strategisch hochwichtigen Punkte: da, wo der Wieprz von Osten her in die Weichsel mündet. Der Weichselstrom ist hier 200 Meter breit; die Feste selbst liegt einige Werst südlich von dem Orte, am rechten Ufer des Wieprz und nahe der Weichsel, so daß sie beide Ströme zugleich beherrscht. Ihre Bedeutung ist schon dadurch gegeben, daß der Weichselstrom anwärts wie abwärts nur verhältnismäßig wenige Uebergänge bietet. Von Zwangorod abwärts bis zum Einflusse der Wisla strömt die Weichsel fast ohne Ausbuchtung zwischen hohen, steilen und waldbedeckten Ufern, die den Uebergang erschweren, aber den landschaftlichen Reiz des Stromlaufes wesentlich erhöhen. Immer parallel mit dem linken Flußufer läuft die alte Hauptstraße von Warschau nach Lublin, die erst südlich von Zwangorod die Weichsel überschreitet. Unmittelbar am Strome sind bedeutende Anstedenungen vor. Zwischen Zwangorod und der österreichischen Grenze ist derjenige Teil des Weichsellandes am interessantesten und belebtesten, wo die Warschau-Lubliner Straße schon von alten Zeiten her den Strom überschreitet. Dort empfängt sie auf dem rechten Ufer die Stadt Pulawy, die auch den Namen Rowo-Alexandria führt, und die sonst von den Warschauern als Sommerfrische viel benutzt wird. Einst genoss Pulawy in ganz Polen einen Ruhm, der fast ohne gleichen war. Das war damals, als es noch die glänzende Residenz der Czartoryskis war. Das alte Schloß dieser polnischen Adelsfamilie beherrscht noch jetzt die ganze Umgebung und bis zur Weichsel hinunter zieht sich der schöne Schloßpark, der u. a. eine Nachahmung des Stühlentempels von Tivoli enthält. Der Park war von je durch die Mannigfaltigkeit und Schönheit seiner Anlagen berühmt, das Schloß reich an geschichtlichen und kunstschönen, und eine ganze Reihe von Dichtern hat Pulawy, seinen Reizen und seinen Besitzern begeisterte Huldigungen dargebracht. Als aber die Czartoryskis im Jahre 1831 für die polnische Sache eingetreten waren, war auch das Schicksal dieser schönen Fürstendoms entschieden. Der Besitz wurde eingezogen, sein Reichthum domäne gemacht, teils an russische Große vererbt, und in das geräumige Schloß wurde ein land- und forstwirtschaftliches Institut einquartiert.

Vom Schlosse von Pulawy aus hat man weichselwärts Ausschicht bis auf das Städtchen Kasimierz, das gleichfalls am rechten Ufer des Stromes, in einem steil ansteigenden Seitental gelegen ist. Es hat seinen Namen von Kasimir dem Großen, der es erbaute und wird heute fast ganz von Juden bewohnt. Das Wahrzeichen von Kasimierz ist ein runder hoher Turm, der als einziger Rest der alten Burg Kasimiers des Großen einfach vom hohen Berge auf die Pluten der Weichsel herniederhaut. Dieser Punkt des Weichsellandes ist landschaftlich von hoher Schönheit. Besonders reizvoll ist die Aussicht vom alten Kasimierturm nach dem anderen Stromufer, wo das Städtchen Janowicz liegt. Kasimierz selbst, in einem tiefen anmutigen Tale, um welches rings im Halbkreise Felder und mannigfach belaubte hohe waldige Berge sich ziehen, ist ein Städtchen von nicht gewöhnlicher Schönheit. Nur drei enge Zugänge durchschneiden den Hügelkranz, der daher der Verteilung manche Vorteile bietet. Einst war die Stadt ein großer Mittelpunkt des Kornhandels, und aus Thorn, Elbing, Danzig, ja selbst aus England trafen die Kaufleute in dem jetzt so einsamen und stillen

Die Erweckung der Maria Carmen.

Von Ludwig Brinkmann.

„Euer Gnaden wissen, es ist nicht wahr! Ich verabscheue den Menschen, ich hasse ihn! Ach, ich wollte, er würde mich lieber erschlagen, als Ihr Leben gefährden. Es ist doch wirklich nicht meine Schuld, nein, gewiß nicht! Warum hassen denn Euer Gnaden mich...?“

Marinas Schmerz war zu erschütternd, als daß ich nicht gerührt worden wäre.

„Sei mir nicht böse, Marina. Ich war etwas durch den Storch gereizt und bin ungeroht mit Dir gewesen. Es tut mir leid. Werde wieder glücklich, kleine Marina. Vielleicht komme ich in vielen Jahren einmal hierher zurück, und ich freue mich jetzt schon darauf, Dich dann wiederzusehen, recht froh und recht glücklich mit Dir zu sein. Und ein Andenken will ich Dir auch geben — hebe es auf!“

Ich bog von meiner Uhrkette ein kleines goldenes Herz ab, für das Marina stets ein großes Interesse gezeigt hat. Sie war ja eine so seltsame Mischung von Weib und Kind. In einer poetischen Laune hatte ich ihr einen großen Roman von dem Verzen erzählt, der nur einen Fehler hatte, daß er — Dichtung war. In Wahrheit hatte es mir einst eine etwas leichtfertige Dame in New York geschenkt, und ich hatte bis jetzt noch keine Gelegenheit gefunden, es wieder von meiner Kette abzunehmen. Nun aber fiel es mir ein, Marina eine kleine Freude damit zu machen.

„Euer Gnaden wollen fortgehen, für immer! Dann komme ich mit, ich darf doch, nicht wahr?“

„Ich fürchte, Marina, es geht nicht an. Wirklich nicht. Du darfst nicht in die Welt hinein, wohin ich gehen muß. Du bist nur schön im Gebirge. Hier allein kannst Du glücklich werden!“

„Ich werde sterben, wenn Euer Gnaden mich hier lassen. So — oder durch Tozo!“

„Marina, auch mir tut es leid, daß ich von Dir muß; aber deshalb werde ich doch nicht sterben — weder so, noch durch Tozo, hoffe ich. Du liebes Kind!“

Ich zog die schmächtige, schlanke Gestalt an mich. — Halt wäre ich über Tozo gefallen, der um das Haus herumlungerte, aber sicher von meiner Anwesenheit nichts wußte, da ich ja immer um diese Stunde in den Bergen zu verweilen pflegte. Er war durch mein plötzliches Erscheinen so bestürzt, daß er allen wirklichen Groll und auch die Komödie des Groles vergaß und ehrerbietig seinen breitrandigen Strohhut zog:

„Guten Tag, Don Luis!“

„Guten Tag, Tozo! Du kannst mir beim Aufsteigen helfen, wenn Du so freundlich sein willst,“ erwiderte ich. „Wegen einer Verletzung am Arme kann ich ohne Hilfe nicht auf das Pferd kommen.“ Und ich gewann Zeit darüber nachzudenken, was ich mit dem Durchein anginge.

Ich machte im Geiste alle Möglichkeiten durch: ich fragte mich, ob ich ihn auf der Stelle niederstießen oder mit der Reitpeitsche bearbeiten oder ihm nur in Worten zu verstehen geben solle, daß ich seinen Schurkenstreich kannte, oder ob ich ganz im Gegenteil ihm einen Beso für die kleine Hilfeleistung überreichen und ihm wieder Dienste bei der A. G. M. L. anbieten sollte. Mir fiel aber gar nichts ein — so sagte ich „danke“, winkte Cypriano und Marina zu, die an der Haustüre standen, und trabte davon.

Vielleicht war es das Richtige, daß ich gar nichts getan noch gesagt habe; er mag nun denken, daß selbst seine Nordabsichten mir gleichgültig seien; sicher das beste Mittel, einen eierkuchentbrannten Sisyphos etwas abzuhelfen. Höhnische Witze hätte ihn nur noch mehr gereizt, Prügel hätten seine Wut gestachel, und Menschenblut zu vergießen ist nun einmal keine angenehme Tätigkeit, andererseits aber hätte ich gerichtliche Schwierigkeiten bekommen und die Bevölkerung im ganzen Staate unnötig aufgebracht. Der ganze Zwischenfall gehörte meinem Gefühle nach schon der Vergangenheit an.

Ich weiß kaum, über welchen Gedanken ich brütete, als ich den glühendheißen Saumpfad hinabzog, der über den Kamm und die nach Norden abfallenden Terrassen des Gebirges in die Ebene führt. Ich hatte nur die Empfindung, als führe ich auf einem leicht sich wiegenden Schiffe von einem erstickend heißen tropischen Hafen auf das blaue Meer hinaus, in unbekannte, dunkle Fernen.

Vorsichtig durchkreuzte ich den Rio Verde, zog langsam das jenseitige Plateau hinauf und machte einmal nur auf einer leichten Anhöhe halt, von der ich, wenn ich in das Gebirge ging, zuerst seine schroffen mächtigen Fadzengänge ganz überblicken konnte. Nun schaute ich zum letzten Male hinüber.

Die Sonne ging gerade hinter den Bergen unter, und ihre violetten Gipfel leuchteten mit goldenen Strahlenkronen in den purpurroten Himmel hinein, als wollten die erhabenen Herren in königlicher Pracht dem scheidenden Freunde ihren Abschiedsgruß aus der Ferne senden.

Je näher ich dem Hause der Maria Carmen kam, desto klarer sah ich in das Gesicht des Imparcial hinein.

Mit Wards Tode hat der Niedergang begonnen, das war sicher. Und ich dachte viel an den armen Freund, dessen Leben durch die Zahlen so seltsam gehindert, gestört, erschwert war. In den Zahlen steckt die Logik; ach ja, das mag für alle toten Dinge richtig und nützlich sein, aber für das Leben — nimmermehr. In der Logik erfriert das Leben und wird zu Stein.

Die haben doch die Zahlen die natürlichen Bande zwischen Vater und Sohn aufgelöst und da, wo sie bestehen blieben, zertrümmert! Ich mußte an den alten Samuel denken. Was ist durch die Logik der doppelten Buchführung aus dem lebensstarken Verhältnis zwischen Vater und Sohn geworden? Nichts als ein totes Geschäft. Daher der Ingrimm des Vaters, da er dabei nichts verdienen konnte, da er gerade auf seine Kosten kam und sich sein Kapital nur verzinst, anstatt einen anständigen Reingewinn abzuwerfen. Dieser verwünschte Schlingel von Sohn! Anstatt wie ein guter Kaufmann nur an den Geschäftsmöglichkeiten zu denken, hat er sich den Luxus eines Gefühls geleistet, hat sein Herz an ein Frauenzimmer gehängt und den Ueberfluß seines Lebens ihr geschenkt, ohne an den Vorteil seines Geldgebers zu denken. Ich kann mir wohl vorstellen, wie der alte Geldmann aus dem tiefsten Grunde seines geschäftsdurstigen Herzens die Sentimentalitäten seines Artur haßte; aber dennoch durfte er sagen: „Einen Sohn habe ich verloren, aber kein Geld!“ Das ist doch auch eine Befriedigung.

Und wer war denn Mabel Thomas? Ward hatte niemals mit mir darüber gesprochen, soweit er auch sonst sein Herz mir geöffnet. Sicherlich hat er sie lieb gewonnen zur Zeit, als er noch als kleiner Buchhalter in Chicago sparte. Sicher war sie das Parteste, Heiligste seines Herzens, das er auch dem besten Freunde nicht offenbaren mochte. Und doch hat er seine Wünsche und Hoffnungen nicht verwirklichen können — weil er zu tief in den Zahlen steckte. Wie kann ein Mann daran denken ein Weib heimzuführen, wenn er all die Ueberflüsse seines Schaffens dazu verwenden muß, die Ansprüche eines unerbittlichen Gläubigers zu befriedigen, bei dem er mit dem ersten Atemzuge tief verschuldet war. Da mußte auf bessere, freiere Zeiten gewartet werden — und darüber ist er gestorben...

Doch hat er dem Teuersten, was er auf Erden gehabt, noch das letzte Liebe antun wollen: er vermachte ihr sein Vermögen, seinen Anteil an unserer Gesellschaft. Aber der unerbittliche Gläubiger kam mit seinen Ansprüchen und zwang die Geliebte, das Erbeil unserem Feinde auszuliefern — — — alles der Logik der Zahlen zuliebe! —

(Fortf. folgt.)

Weichselstädten ein, um ihre Getreidegeschäfte hier abzumachen. Nun aber liegen die zahlreichen Kornspeicher meist verfallen, da der Wandel von seiner alten Höhe weit gesunken ist. Auch auf diesem Teile des Weichselländers tendieren die beiderseitigen Flügel- und Berggruppen ihre Ausläufer zumeist bis dicht an den Fluß heran, der somit streckenweise zwischen Höhenrändern dahinsieht. Westlich ist es das Land von Radom, östlich das Gouvernement Lublin, das die Weichsel hier befließt. Das Gouvernement Lublin ist das eigentliche Land des soviel genannten Bierz, der im großen Bogen aus der Gegend von Tomaszow zur Weichsel herumschwimmt. Seinen Lauf bezeichnen viele Stämme, in denen auch urwäldliche Tierreste gefunden worden sind. Das Lubliner Land ist in seinem westlichen Teile vielfach sandig, auch kumpfig, nimmt aber weiter nach Osten an Fruchtbarkeit stetig zu, und im Bezirke des Bugs halten sich Weizen und Roggen beinahe das Gleichgewicht. Die großen Städte dieses ganzen Teiles des Weichselgebietes liegen nicht am Strom selbst, sondern an seinen Kanälen — hier Radom, dort Lublin, schon von altersher die bedeutendste Stadt in ganz Südpolen, die sehr amüßig inmitten von Seen, Wäldern und Anhöhen an einem kleinen Nebenfluß der Weichsel, an der Wyszka gelegen ist. Lublin ist eine geschichtliche Stadt. Im 10. Jahrhundert begründet und in der polnischen Geschichte vielfach von Bedeutung, zählt sie nicht weniger als 18 Klöster, zahlreiche Klöster und eine Reihe alter Wälder der großen polnischen Adelsgeschlechter. Unten im Tale liegt die alte Judenstadt, und in ihrer Nachbarschaft erhebt sich auf hohem Felsen ein altes Schloß von Kasimir dem Großen, von dem ein Turm noch recht gut erhalten ist. Um die Mitte des 18. Jahrhunderts war die Stadt, die einst 70 000 Einwohner zählte, bis auf etwa 16 000 gesunken, seitdem hat sie sich wieder wesentlich gehoben und trägt heute über 50 000 Menschen.

„Auf Wiedersehen!“

Statt „Adieu“ sollen wir „Auf Wiedersehen!“ sagen. Einen schöneren Abschiedsgruß können wir uns gar nicht denken. Er macht unserer Liebesbeziehung alle Ehre. Ebenso wie wir das französische „Bonne-vous“ wunderhübsch mit „Stellbühnen“ übersezt haben, ist uns eine nicht minder gute Uebersetzung des italienischen „a rivederci“ durch unser „Auf Wiedersehen“ gelungen. Und doch will uns dieser schöne Abschiedsgruß oft nicht über die Lippen. Wenn wir mit einem Freunde oder einer Freundin eine Zusammenkunft verabreden, so ist das gegenseitige „Auf Wiedersehen“ am Schluß ganz in der Ordnung. Wie aber, wenn es sich um kein wirkliches Wiedersehen handelt, wenn viele Meilen uns von dem Fremden, mit dem wir uns durch den Traht unterhalten? „Auf Wiedersehen“ sagte da mancher zunächst humoristisch, und aus diesem scherzhaften telephonischen Abschiedsgruß hat sich ein ernsthafter Gruß entwickelt, mit dem heute sehr viele ihre telephonische Unterhaltung beenden. Wenn ein ungelegener oder unbehaglicher Besucher sich von uns verabschiedet, so wiederholt es uns ebenfalls, ihm „Auf Wiedersehen“ zuzurufen. Der Hauptgrund aber dafür, daß wir den Gruß „Auf Wiedersehen“ nicht gern zu einem alltäglichen, nichtsagenden und konventionellen Gruß herabwürdigen möchten, liegt darin, daß er für uns immer noch einen feierlichen Charakter trägt. Wie herzlich und innig klang der Gruß „Auf Wiedersehen“, den Tausende und Abertausende von uns ihren Lieben zuriefen, als diese ins Feld zogen und den sie als letzten Gruß von ihnen erhielten. Für viele, ach, ist dieser Gruß leider wirklich der letzte Gruß gewesen, da den Scheidenden schon längst die kühle Erde in Feindesland drückt. Und nun sollen wir dieses Grußwort, das uns als letzte Erinnerung an einen teuren im Kampfe Gefallenen immer wieder vor der Seele schwebt, als alltäglichen Gruß auch solchen Menschen gegenüber gebrauchen, die wir oft gar nicht kennen und die uns also gleichgültig sind. Kummermehr!

Man gebe uns einen anderen Gruß für den alltäglichen und konventionellen Gebrauch. Den feierlichen Gruß „Auf Wiedersehen“ dürfen wir nicht dadurch entweihen, daß wir ihn gleichsam als eine Scheidemünze verwenden. Da wäre es doch weit mehr angebracht, den alten Gruß „Ade“, der schon in mittelhochdeutscher Zeit bei unseren Vorfahren gang und gäbe war und den noch heute unsere Dichter mit Vorliebe gebrauchen, wieder zu Ehren kommen zu lassen. Wie schön klingt doch dies „Ade“ in dem Verse: „Nun ade, du mein lieb Heimatland, Lieb Heimatland, ade!“ und in vielen, vielen anderen edel deutschen Abschiedsliedern. Man komme uns nicht damit, daß dies „Ade“ doch fremden Ursprunges sei. Aus unserem Lieberichay werden und dürfen wir es nicht androtten. Wir sprechen doch auch vom „deutschen Wein“ und von „deutscher Kameradschaft“, obwohl die beiden Worte „Wein“ und „Kamerad“ ebenfalls aus der Fremde zu uns gekommen sind. Was wir einst von anderen erworben haben und was sich bei uns eingebürgert hat, das halten wir fest. Schon im Mittelalter hatte sich bei den Franzosen der Abschiedsgruß „Ade“ in der Bedeutung „Gott befohlen“ entwickelt, und wir übernahmen ihn als ade ins Mittelhochdeutsche. Später wandelten die Franzosen in einer Anwendung von Pedantismus, ihren schönen Gruß „ade“ in die „richtige“ Form „a dieu“ um, und die deutschen Bedanten, an denen es ja leider bei uns niemals gefehlt hat, ahmten dies sofort nach. Das geschah zu der Zeit Lessings, der leider in dieser Beziehung allzu sehr ein Kind seiner Zeit war. Lessing schrieb „insulieren“ für „isolieren“ im Hinblick auf das lateinische Stammwort insula; dabei schrieb er aber „Insul“ und nicht „Insul“. Derselbe Lessing schrieb auch „Adieu“ und bezeichnete das alte „Ade“ als „indisch und gemein“. Hierbei muß man sich freilich vergegenwärtigen, daß im 18. Jahrhundert das Wort „gemein“ noch nicht die herabziehende Bedeutung hatte, die wir heute damit verbinden, sondern soviel wie unser Wort „gewöhnlich“ besagte. Geben wir also dem alten deutschen Abschiedsgruß „Ade“ auch in unserer Prosarede die alten Rechte wieder, die ihm unsere Dichter stets gewahrt haben. Damit erhalten wir einen guten und brauchbaren Abschiedsgruß, und wir bewahren so am besten unseren feierlichsten und herzlichsten Abschiedsgruß „Auf Wiedersehen“ vor seiner Entwertung.

Kleines Feuilleton.

Der Krieg aller gegen alle.

Nicht nur die Menschen führen seit zwölf Monaten gegeneinander Krieg, sondern, um sich die notwendigen Güter des Lebens zu erhalten, haben sie auch allen unnützen Tieren und Fressern den Vernichtungskampf angeblasen: den Hämstern und den Feldmäusen. Das ist sehr angebracht, denn zu Johanni hat es diesmal geregnet, zwar nur ein ganz klein wenig, aber gerade das ist bedenklich, denn — sagt die alte Bauernregel: Regner's am Johannisnacht auch nur leise, dann regnet's — Käufe. Und auch den Krähen hat man den Vernichtungskrieg erklärt, und den Anseln, den Sperlingen und sogar den Schmetterlingen, zumal den Kohlweihlingen. Und jeder wird diese Maßregeln billigen. Nicht unerhebliche Preise hat man für die Vernichtung dieser Tiere ausgelegt. In Braunschweig zahlt der Magistrat 1 Pf. für jeden Spahen und 5 Pf. für jedes Sperlingsnest. Und mit den Kohlweihlingen hat sich der Magistrat zu Hersborn sogar bis verrechnet. Einen Pfennig wollte er für jeden dieser lästigen Schädlinge zahlen, aber da ahnte er nicht, wie viele Kohlweihlinge es in der Welt gibt und speziell auch in Hersborn, und heute müssen die Hersborner Schuljungen, um sich einen Pfennig zu ergattern, schon fünf Kohlweihlingen der Garaus machen. Daß auch eine solche Maßregel, was alles auf Erden, ihre zwei verschiedenen Seiten hat, hat man schon früher eingeschaut. Schon vor hundert Jahren, am 7. November 1814, wurde einmal ein Sperlings-Nagelgebot in unserer Nordwestecke erlassen. Dasselbe lautete dahin:

„Inzwischen Wefer und Rhein hat auf dem Lande jeder Bewohner eines Hauses, zu dem ein ganzer Herd Landes gehört, jährlich 24 Sperlinge, bei einem halben Herd 16 Stück, und jeder Arbeiter

oder Händling „seiner Wohnung innen“ 6 Sperlinge zu liefern, jedoch mit Ausnahme der Stadt Emden, deren Bewohner nicht so großes Interesse dabei haben, weil diese Stadt sehr eng gebaut ist und sich dort keine so großen Mengen Vögel wie in den übrigen Städten und Flecken befinden; deshalb kommen in Emden auf jedes Haus nur 3 Stück. Im übrigen ist von den Lieferungen niemand befreit, auch nicht die Prediger und Schullehrer sowie die Beamten, die königliche Gebäude bewohnen. Für jeden fehlenden Sperling ist 1/4 Stüber Strafe zu zahlen, wer aber mehr liefert, bekommt dafür entsprechend viel heraus. Der Lieberichay kommt den Armenhäusern der einzelnen Gemeinden zugute.“

Später wurde aber auch die Stadt Emden mit in diesen Verfügungsfrist hineingezogen und im Jahre 1906 bekam dort einer, der seine Sperlinge nicht beibrachte, ein Strafmandat über 6 M. Die Sache wurde dann sogar durch Gerichtsurteil bestätigt, und wahrheitsgemäß gilt sie heute noch. Dadurch entsteht dann mandamental eine regelrechte Sperlingshaufe; so wurden z. B. vor ein paar Jahren in der Emststadt Weener bis zu 20 Pf. für einen Sperling geboten, ganz anders, wie in der Bibel! Und wie war es vor 150 Jahren! Damals hatten wir die Franzosen im Lande, und weil sie des Räucherbades in ihren Magazinen nicht anders Herr werden konnten, hatten sie große Ansehensleistungen ausgeschrieben. Eine Korrespondenz vom Eichfeld vom 25. November 1761 berichtet darüber: „Die Lieferungen der Rapsen an die Franzosen nach Göttingen und Wülshausen dauern fort. Jedes Haus, es sei so klein, wie es wolle, muß zwei Rapsen liefern und für jede Raps 3 Mk. erlegen.“ — So wandeln sich die Dinge in ihrem Werte!

Die deutschen Studenten und der Krieg.

Im neuesten Heft der „Akademischen Rundschau“ veröffentlicht der Herausgeber Dr. Robert Corvex einen Aufsatz über die Hochschulen während des Krieges, der ein umfangreiches Zahlenmaterial zusammenstellt und in diesen Zahlen den starken Anteil erkennen läßt, den die deutschen Studenten an dem gegenwärtigen Kriege nehmen. Mit Ausnahme von vier Hochschulabteilungen haben sämtliche deutschen Hochschulen ihren Betrieb aufrecht erhalten, aber die Zahlen der immatrikulierten Studenten und besonders der wirklich noch Studierenden weisen außerordentliche Rückgänge auf. In den 22 Universitäten, 11 Technischen Hochschulen, 5 Handelshochschulen, 3 Tierärztlichen und 6 Landwirtschaftlichen Hochschulen und Vergoldamten waren im Herbst 1914 64 710 Studenten immatrikuliert, während die 52 deutschen Hochschulen im vorjährigen Sommer 79 077 zählten. Von diesen eingeschriebenen Studenten standen jedoch unter Waffen 36 000 Universitätsstudenten, 8000 Techniker, 6000 Handelshochschüler und je 300 Tierärzte, Landwirte und Vergoldamtschüler. Von den 4000 Studentinnen taten 600 Kranken- und Kriegsdienste. Dabei beteiligten sich von 100 Studenten am Kriege in Königsberg 84, Tübingen 77, Gießen 74, Kiel 74, Marburg 70, Rostock 69, Greifswald 68, Freiburg 68, Halle 66, Göttingen 61, Erlangen 61, Heidelberg 60, Jena 57, Leipzig 57, München 56, Berlin 54, Würzburg 52, Straßburg 46, Breslau 46, Bonn 42, Münster 36, Frankfurt 11. In Königsberg, das in dieser Aufzählung an der Spitze steht, sind 1057 von 1250 Studenten ins Feld gezogen; unter den technischen Hochschulen weist Danzig die höchste Beteiligungsziffer auf, indem es von 72 Hörern 63, also 87 Proz., entbandte. Im laufenden Sommerhalbjahr zählt das Berliner Verzeichnis 8016 Studierende gegenüber 8847 im vorigen Sommer. Tatsächlich besuchten aber nur etwa 2300 männliche und weibliche Hörer die Universität. In München sind in diesem Sommersemester 5701 Studierende eingeschrieben, von denen 3057 im Heeres- und Sanitätsdienst beurlaubt sind. Von Todesopfern, die der Krieg bisher in der deutschen Hochschulwelt forderte, werden folgende Zahlen mitgeteilt: Bonn 2 Dozenten und 113 Studenten, Freiburg i. B. 3 Universitätslehrer, 3 Assistenten und 117 Studierende, Göttingen 7 Dozenten, 8 Assistenten und 142 Studierende, Heidelberg 78 Studenten, Jena 112, Kiel 24, Leipzig 3 Dozenten und 208 Studenten, München 180, Tübingen 3 Dozenten und 130 Studierende. Unter den Technischen Hochschulen wird die Berliner, die in früheren Sommerhalbjahren etwa 2200 Studierende zählte, jetzt von 382 besucht, während sich 1700 bis 1800 im Kriegsdienste befinden.

Nahrungsmittelverbrauch in Dänemark.

Ueber den Verbrauch von Nahrungsmitteln bei der dänischen Bevölkerung veröffentlicht in der „Münchener Medizinischen Wochenschrift“ Hindhebe, der Direktor des Laboratoriums für Ernährungs- und Untersuchungen in Kopenhagen, einige bemerkenswerte Untersuchungsergebnisse, die bei der großen Bedeutung, die allen Ernährungsfragen in der gegenwärtigen Kriegszeit in erhöhtem Maße zukommt, auch für weitere Kreise in Deutschland von Interesse sein dürften.

Als Norm gilt bei uns in Deutschland die von Voit aufgestellte Forderung, daß ein Arbeiter im Durchschnitt täglich in der Nahrung zu sich nehmen muß 120 Gramm Eiweiß, 60 Gramm Fett und 300 Gramm Kohlehydrate, wobei eine Wärme von 3100 Kalorien (Wärmeinheiten) erzeugt wird. Es ist interessant, daß im dänischen Zustands die Nahrung, wie übrigens nicht durch Untersuchungen festgestellt, sondern nach den von Autoritäten eingeführten Reglement berechnet ist, ziemlich genau dieser Forderung entspricht. Die Nahrung enthält dort 119 Gramm Eiweiß, 60 Gramm Fett und 512 Gramm Kohlehydrate, wodurch eine Wärme von 3150 Kalorien erzeugt wird.

Die Untersuchung des Nahrungsverbrauchs der Bevölkerung geschah in der Weise, daß zu 10 bis 12 Familien die dicht bei einander wohnen, ein Gehilfe des Laboratoriums geschickt wurde, der 4 bis 5 Wochen im Ort wohnte und jeden Tag jede einzelne Familie besuchte, um der Hausfrau bei der notwendigen Ueberwachung des Verbrauchs behilflich zu sein. Jede Sorte Fleisch usw. wurde für sich berechnet, Lieberfleisch wurden abgerechnet, von Nahrungsmitteln, von denen gute Durchschnittsanalysen fehlten, wurden dem Laboratorium Proben eingeschickt. Untersucht wurde die Nahrung bei zwölf ländlichen Familien (Häuser und Höfe), die sämtlich verhältnismäßig gut gestellt waren, und bei dreizehn städtischen Familien, die der bestgestellten Mittelklasse angehörten (Beamte, Aerzte und Ähnliche). Alle ländlichen Familien hatten einen größeren Nahrungsverbrauch als den für den mittleren Arbeiter geforderten, im Durchschnitt 3814 statt 3100 Kalorien. Das kann nicht überraschen, da Landarbeit wohl für sehr schwere Arbeit gerechnet werden muß. Aber auch bei den städtischen Familien ergab sich ein durchschnittlicher Verbrauch von 3360 Kalorien. Doch glaubte H., daß hier Luxusverbrauch stattfindet, es wird ja allgemein zugegeben, daß man ohne schwere körperliche Arbeit mit 2500—3000 Kalorien auskommen kann. Wahrscheinlich verfährt die wohlhabende Klasse (reichlich Fleisch und namentlich Fettstoff) zu Ueberernährung.

Rechnet man zum Vergleich mit der Voitschen Norm die Kost auf 3100 Kalorien um, so ergab sich für die ländlichen Familien 85 Gramm Eiweiß, 447 Gramm Kohlehydrate und 90 Gramm Fett, und für die städtischen Familien 86 Gramm Eiweiß, 378 Gramm Kohlehydrate und 129 Gramm Fett. Würde also die Voitsche Norm für Deutschland Geltung haben, so findet sich der sehr charakteristische Unterschied zwischen der dänischen und der deutschen Ernährung, daß die erstere bedeutend eiweißreicher, aber fettreicher ist. G. bemerkt hierzu, daß Dänemark das Land der Butter ist, man ist dort daran gewöhnt, die Butter die auf das Brot zu streichen. Trocknes Brot zum Kaffee des Morgens zu genießen, wie es in Deutschland häufig angetroffen wird, ist dort ganz unbekannt.

Die untersuchten Familien, speziell auch die ländlichen, sind sämtlich gut ernährt, obwohl sie im Verhältnis 30 Proz. Eiweiß weniger verzehren, als nach der alten Voitschen Norm verlangt wird. Auch die Sterblichkeitsziffer in den verschiedenen Altersklassen ist in den dänischen ländlichen Distrikten geringer als in den Großstädten Kopenhagen und München. Man kann daher die eiweißarme aber fettreiche Kost der dänischen Landleute nicht für schädlich erachten. G. schließt mit der Bemerkung, daß falls Voit vor vierzig Jahren auf dem Lande in Dänemark gelebt hätte, seine Norm wahrscheinlich folgendermaßen gelautet hätte: 80 Gramm Eiweiß, 100 Gramm

Fett, 450 Gramm Kohlehydrate gleich 3100 Kalorien. Auch eine solche Kost würde keineswegs zu wenig Eiweiß enthalten.

„Kopfgeld.“

Die russische Heeresleitung hat bekanntlich auf den Kopf zahlreicher deutscher Generäle einen Preis gesetzt. Es ist dies, wie wir in den „Russischen Hofgeschichten“, die kürzlich bei Georg Müller in München erschienen sind, nachlesen können, ein altbeliebtes russisches Kampfmittel. Es wurde z. B. auch auf den unbehaglichen Potentat Stanislaus Leszczynski angewendet. Dieser hatte die ganze Nation für sich, sah sich aber nichtsdestoweniger genötigt, vor den Russen, die in Warschau einrückten und sich über ganz Polen ausbreiteten, zu fliehen. Er zog sich zurück und schloß sich in Danzig ein, wohin ihm Kasch mit den Truppen, welche er hatte sammeln können, folgte, obgleich er alles dessen entbehrte, was zu einer Belagerung nötig war.

Wald aber erschien unter den Mauern Danzigs der Feldherr Münnich, dieser aufgelaarte, mutine, am Hofe mächtige und von der Armee geschätzte und anerkannte Mann, der ebenso rücksichtslos und fähig in seinen Unternehmungen, als von den Soldaten, die er nicht schonte, und von den Offizieren, deren Rang oder Geburt er nicht achtete, gefürchtet war. Es dauerte nicht lange, so war er auch mit Belagerungsartillerie versehen, und nach einigen Stürmen öffnete Danzig seine Tore. Während dieser Zeit war Stanislaus, als Vorkampfer, unter tausend Gefahren geflohen, denn Münnich hatte einen hohen Preis auf sein Haupt gesetzt. Er wurde indes gerettet und gelangte sicher nach Frankreich, wo seine Tochter später die Gemahlin Ludwigs des Fünften wurde.

Als Münnich erfuhr, daß Stanislaus entkommen, raffte er förmlich und legte der Stadt Danzig eine Brandschakung von zwei Millionen Reichsthalern auf. Diese Summe wurde jedoch später auf die Hälfte herabgesetzt.

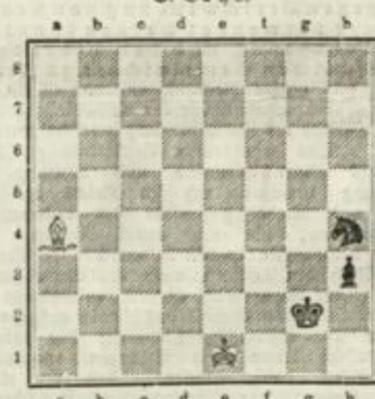
Notizen.

Unterirdische Brücken. Beim Bau des Tunnels für die Berliner Nord-Süd-Untergrundbahn traf man, wie „Prometheus“ berichtet, im Zuge der Friedrichstraße auf zwei tiefe und ausgedehnte Moorlöcher, die als Untergrund für Bahnbauten nicht geeignet waren, die man aber auch nicht umgehen konnte. Da auch Betonbauten wegen der im Moore enthaltenen Säure keinerlei Dauer verbrachten, war man gezwungen, beide Moore durch eiserne Brücken zu überspannen und auf diesen die Tunnelröhre zu verlegen. Als Konstruktionsmaterial wurde Roststahl gewählt. Es dürfte das erste Mal sein, daß so große Eisenbauwerke — die eine der Brücken hat 80 Meter Spannweite, die andere drei Bogen von je 42 Meter — tief unter der Erde über umfangreiche Geländeschwierigkeiten hinweg dem Verkehr den Weg bahnen müssen.

Die Bierkarte. Nachdem die vielfach erhobene Forderung nach vollständiger Verabredung immer wieder mit der Begründung abgelehnt wurde, daß das Bier nicht nur ein Genussmittel, sondern auch ein unerlässlicheres Nahrungsmittel sei, verlangt Dr. Holstcher, Präsidentschreiber, daß die Verteidiger des Nährwertes des Bieres die richtige Schlussfolgerung ziehen und den Bierverbrauch ebenso unter Aufsicht und Begrenzung stellen wie den Verbrauch anderer aus Proteinfutur hergestellter Nahrungsmittel, und zwar durch Einführung der Bierkarte. Drei Liter Bier enthalten etwas mehr Nährwerteinheiten als 1 Pf. Brot; wer daher eine Bierkarte auf 3 Liter nimmt und verbraucht, dem wird dafür auf seiner Proteinfutur ein auf 1 Pfund lautender Abschnitt entwertet. Denn der Biertrinker hat kein Recht, mehr Nahrungstoffe zu verbrauchen als der Nichttrinker.

Schach.

E. Loyd.



Weiß zieht und macht Remis.

Lösung. ♖h1—g1—f1—g1 ♗g8—h7 ♘g7—h6 ♙g6—h5 ♚g5—h4 ♛g4—h3 ♜g3—h2 ♝g2—h1 ♞g1—h2 ♟g2—h3 ♠g3—h4 ♡g4—h5 ♢g5—h6 ♣g6—h7 ♤g7—h8 ♥g8—h9 ♦g9—h10 ♧g10—h11 ♨g11—h12 ♩g12—h13 ♪g13—h14 ♫g14—h15 ♬g15—h16 ♭g16—h17 ♭g17—h18 ♭g18—h19 ♭g19—h20 ♭g20—h21 ♭g21—h22 ♭g22—h23 ♭g23—h24 ♭g24—h25 ♭g25—h26 ♭g26—h27 ♭g27—h28 ♭g28—h29 ♭g29—h30 ♭g30—h31 ♭g31—h32 ♭g32—h33 ♭g33—h34 ♭g34—h35 ♭g35—h36 ♭g36—h37 ♭g37—h38 ♭g38—h39 ♭g39—h40 ♭g40—h41 ♭g41—h42 ♭g42—h43 ♭g43—h44 ♭g44—h45 ♭g45—h46 ♭g46—h47 ♭g47—h48 ♭g48—h49 ♭g49—h50 ♭g50—h51 ♭g51—h52 ♭g52—h53 ♭g53—h54 ♭g54—h55 ♭g55—h56 ♭g56—h57 ♭g57—h58 ♭g58—h59 ♭g59—h60 ♭g60—h61 ♭g61—h62 ♭g62—h63 ♭g63—h64 ♭g64—h65 ♭g65—h66 ♭g66—h67 ♭g67—h68 ♭g68—h69 ♭g69—h70 ♭g70—h71 ♭g71—h72 ♭g72—h73 ♭g73—h74 ♭g74—h75 ♭g75—h76 ♭g76—h77 ♭g77—h78 ♭g78—h79 ♭g79—h80 ♭g80—h81 ♭g81—h82 ♭g82—h83 ♭g83—h84 ♭g84—h85 ♭g85—h86 ♭g86—h87 ♭g87—h88 ♭g88—h89 ♭g89—h90 ♭g90—h91 ♭g91—h92 ♭g92—h93 ♭g93—h94 ♭g94—h95 ♭g95—h96 ♭g96—h97 ♭g97—h98 ♭g98—h99 ♭g99—h100 ♭g100—h101 ♭g101—h102 ♭g102—h103 ♭g103—h104 ♭g104—h105 ♭g105—h106 ♭g106—h107 ♭g107—h108 ♭g108—h109 ♭g109—h110 ♭g110—h111 ♭g111—h112 ♭g112—h113 ♭g113—h114 ♭g114—h115 ♭g115—h116 ♭g116—h117 ♭g117—h118 ♭g118—h119 ♭g119—h120 ♭g120—h121 ♭g121—h122 ♭g122—h123 ♭g123—h124 ♭g124—h125 ♭g125—h126 ♭g126—h127 ♭g127—h128 ♭g128—h129 ♭g129—h130 ♭g130—h131 ♭g131—h132 ♭g132—h133 ♭g133—h134 ♭g134—h135 ♭g135—h136 ♭g136—h137 ♭g137—h138 ♭g138—h139 ♭g139—h140 ♭g140—h141 ♭g141—h142 ♭g142—h143 ♭g143—h144 ♭g144—h145 ♭g145—h146 ♭g146—h147 ♭g147—h148 ♭g148—h149 ♭g149—h150 ♭g150—h151 ♭g151—h152 ♭g152—h153 ♭g153—h154 ♭g154—h155 ♭g155—h156 ♭g156—h157 ♭g157—h158 ♭g158—h159 ♭g159—h160 ♭g160—h161 ♭g161—h162 ♭g162—h163 ♭g163—h164 ♭g164—h165 ♭g165—h166 ♭g166—h167 ♭g167—h168 ♭g168—h169 ♭g169—h170 ♭g170—h171 ♭g171—h172 ♭g172—h173 ♭g173—h174 ♭g174—h175 ♭g175—h176 ♭g176—h177 ♭g177—h178 ♭g178—h179 ♭g179—h180 ♭g180—h181 ♭g181—h182 ♭g182—h183 ♭g183—h184 ♭g184—h185 ♭g185—h186 ♭g186—h187 ♭g187—h188 ♭g188—h189 ♭g189—h190 ♭g190—h191 ♭g191—h192 ♭g192—h193 ♭g193—h194 ♭g194—h195 ♭g195—h196 ♭g196—h197 ♭g197—h198 ♭g198—h199 ♭g199—h200 ♭g200—h201 ♭g201—h202 ♭g202—h203 ♭g203—h204 ♭g204—h205 ♭g205—h206 ♭g206—h207 ♭g207—h208 ♭g208—h209 ♭g209—h210 ♭g210—h211 ♭g211—h212 ♭g212—h213 ♭g213—h214 ♭g214—h215 ♭g215—h216 ♭g216—h217 ♭g217—h218 ♭g218—h219 ♭g219—h220 ♭g220—h221 ♭g221—h222 ♭g222—h223 ♭g223—h224 ♭g224—h225 ♭g225—h226 ♭g226—h227 ♭g227—h228 ♭g228—h229 ♭g229—h230 ♭g230—h231 ♭g231—h232 ♭g232—h233 ♭g233—h234 ♭g234—h235 ♭g235—h236 ♭g236—h237 ♭g237—h238 ♭g238—h239 ♭g239—h240 ♭g240—h241 ♭g241—h242 ♭g242—h243 ♭g243—h244 ♭g244—h245 ♭g245—h246 ♭g246—h247 ♭g247—h248 ♭g248—h249 ♭g249—h250 ♭g250—h251 ♭g251—h252 ♭g252—h253 ♭g253—h254 ♭g254—h255 ♭g255—h256 ♭g256—h257 ♭g257—h258 ♭g258—h259 ♭g259—h260 ♭g260—h261 ♭g261—h262 ♭g262—h263 ♭g263—h264 ♭g264—h265 ♭g265—h266 ♭g266—h267 ♭g267—h268 ♭g268—h269 ♭g269—h270 ♭g270—h271 ♭g271—h272 ♭g272—h273 ♭g273—h274 ♭g274—h275 ♭g275—h276 ♭g276—h277 ♭g277—h278 ♭g278—h279 ♭g279—h280 ♭g280—h281 ♭g281—h282 ♭g282—h283 ♭g283—h284 ♭g284—h285 ♭g285—h286 ♭g286—h287 ♭g287—h288 ♭g288—h289 ♭g289—h290 ♭g290—h291 ♭g291—h292 ♭g292—h293 ♭g293—h294 ♭g294—h295 ♭g295—h296 ♭g296—h297 ♭g297—h298 ♭g298—h299 ♭g299—h300 ♭g300—h301 ♭g301—h302 ♭g302—h303 ♭g303—h304 ♭g304—h305 ♭g305—h306 ♭g306—h307 ♭g307—h308 ♭g308—h309 ♭g309—h310 ♭g310—h311 ♭g311—h312 ♭g312—h313 ♭g313—h314 ♭g314—h315 ♭g315—h316 ♭g316—h317 ♭g317—h318 ♭g318—h319 ♭g319—h320 ♭g320—h321 ♭g321—h322 ♭g322—h323 ♭g323—h324 ♭g324—h325 ♭g325—h326 ♭g326—h327 ♭g327—h328 ♭g328—h329 ♭g329—h330 ♭g330—h331 ♭g331—h332 ♭g332—h333 ♭g333—h334 ♭g334—h335 ♭g335—h336 ♭g336—h337 ♭g337—h338 ♭g338—h339 ♭g339—h340 ♭g340—h341 ♭g341—h342 ♭g342—h343 ♭g343—h344 ♭g344—h345 ♭g345—h346 ♭g346—h347 ♭g347—h348 ♭g348—h349 ♭g349—h350 ♭g350—h351 ♭g351—h352 ♭g352—h353 ♭g353—h354 ♭g354—h355 ♭g355—h356 ♭g356—h357 ♭g357—h358 ♭g358—h359 ♭g359—h360 ♭g360—h361 ♭g361—h362 ♭g362—h363 ♭g363—h364 ♭g364—h365 ♭g365—h366 ♭g366—h367 ♭g367—h368 ♭g368—h369 ♭g369—h370 ♭g370—h371 ♭g371—h372 ♭g372—h373 ♭g373—h374 ♭g374—h375 ♭g375—h376 ♭g376—h377 ♭g377—h378 ♭g378—h379 ♭g379—h380 ♭g380—h381 ♭g381—h382 ♭g382—h383 ♭g383—h384 ♭g384—h385 ♭g385—h386 ♭g386—h387 ♭g387—h388 ♭g388—h389 ♭g389—h390 ♭g390—h391 ♭g391—h392 ♭g392—h393 ♭g393—h394 ♭g394—h395 ♭g395—h396 ♭g396—h397 ♭g397—h398 ♭g398—h399 ♭g399—h400 ♭g400—h401 ♭g401—h402 ♭g402—h403 ♭g403—h404 ♭g404—h405 ♭g405—h406 ♭g406—h407 ♭g407—h408 ♭g408—h409 ♭g409—h410 ♭g410—h411 ♭g411—h412 ♭g412—h413 ♭g413—h414 ♭g414—h415 ♭g415—h416 ♭g416—h417 ♭g417—h418 ♭g418—h419 ♭g419—h420 ♭g420—h421 ♭g421—h422 ♭g422—h423 ♭g423—h424 ♭g424—h425 ♭g425—h426 ♭g426—h427 ♭g427—h428 ♭g428—h429 ♭g429—h430 ♭g430—h431 ♭g431—h432 ♭g432—h433 ♭g433—h434 ♭g434—h435 ♭g435—h436 ♭g436—h437 ♭g437—h438 ♭g438—h439 ♭g439—h440 ♭g440—h441 ♭g441—h442 ♭g442—h443 ♭g443—h444 ♭g444—h445 ♭g445—h446 ♭g446—h447 ♭g447—h448 ♭g448—h449 ♭g449—h450 ♭g450—h451 ♭g451—h452 ♭g452—h453 ♭g453—h454 ♭g454—h455 ♭g455—h456 ♭g456—h457 ♭g457—h458 ♭g458—h459 ♭g459—h460 ♭g460—h461 ♭g461—h462 ♭g462—h463 ♭g463—h464 ♭g464—h465 ♭g465—h466 ♭g466—h467 ♭g467—h468 ♭g468—h469 ♭g469—h470 ♭g470—h471 ♭g471—h472 ♭g472—h473 ♭g473—h474 ♭g474—h475 ♭g475—h476 ♭g476—h477 ♭g477—h478 ♭g478—h479 ♭g479—h480 ♭g480—h481 ♭g481—h482 ♭g482—h483 ♭g483—h484 ♭g484—h485 ♭g485—h486 ♭g486—h487 ♭g487—h488 ♭g488—h489 ♭g489—h490 ♭g490—h491 ♭g491—h492 ♭g492—h493 ♭g493—h494 ♭g494—h495 ♭g495—h496 ♭g496—h497 ♭g497—h498 ♭g498—h499 ♭g499—h500 ♭g500—h501 ♭g501—h502 ♭g502—h503 ♭g503—h504 ♭g504—h505 ♭g505—h506 ♭g506—h507 ♭g507—h508 ♭g508—h509 ♭g509—h510 ♭g510—h511 ♭g511—h512 ♭g512—h513 ♭g513—h514 ♭g514—h515 ♭g515—h516 ♭g516—h517 ♭g517—h518 ♭g518—h519 ♭g519—h520 ♭g520—h521 ♭g521—h522 ♭g522—h523 ♭g523—h524 ♭g524—h525 ♭g525—h526 ♭g526—h527 ♭g527—h528 ♭g528—h529 ♭g529—h530 ♭g530—h531 ♭g531—h532 ♭g532—h533 ♭g533—h534 ♭g534—h535 ♭g535—h536 ♭g536—h537 ♭g537—h538 ♭g538—h539 ♭g539—h540 ♭g540—h541 ♭g541—h542 ♭g542—h543 ♭g543—h544 ♭g544—h545 ♭g545—h546 ♭g546—h547 ♭g547—h548 ♭g548—h549 ♭g549—h550 ♭g550—h551 ♭g551—h552 ♭g552—h553 ♭g553—h554 ♭g554—h555 ♭g555—h556 ♭g556—h557 ♭g557—h558 ♭g558—h559 ♭g559—h560 ♭g560—h561 ♭g561—h562 ♭g562—h563 ♭g563—h564 ♭g564—h565 ♭g565—h566 ♭g566—h567 ♭g567—h568 ♭g568—h569 ♭g569—h570 ♭g570—h571 ♭